

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Michael Pauen
Grundprobleme der Philosophie des Geistes
Eine Einführung

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Einleitung	7
Überblick	8
Zielsetzung	11
Erster Teil Grundsatzfragen	
I. Begriffliche Probleme	17
Eigenschaften, Ereignisse, Entitäten und das Problem der Reduktion	17
Bewusstsein	20
<i>Ein Merkmal des Mentalen</i>	22
<i>Physisches und Physikalismus</i>	26
<i>Verschiedene Formen von Bewusstsein</i>	29
II. Gehirn und Bewusstsein	34
Dualismus	36
Intuitionen	38
Ältere Ansätze	39
Interaktionstheorie	41
Okkasionalismus	46
Psychophysischer Parallelismus	47
Neuere dualistische Ansätze	49
Epiphänomenalismus	64
Fazit	74
Monismus	74
Logischer Behaviorismus	79
Eliminativer Materialismus	90
Identitätstheorie	106
Typenidentität	113

<i>Tokenidentität</i>	118
<i>Donald Davidson: Anomaler Monismus</i>	119
<i>Funktionalismus</i>	128
<i>Neue Varianten der Identitätstheorie</i>	156
Fazit	169

Zweiter Teil **Einzelprobleme**

Einleitung	173
I. Phänomenales Bewusstsein	175
<i>Gedankenexperimente</i>	175
<i>Erklärungslückenargument</i>	188
<i>Vorschläge zur Überwindung der Erklärungslücke</i>	195
II. Mentale Repräsentation	217
<i>Repräsentation</i>	218
<i>Naturalisierung</i>	224
III. Subjektivität und Willensfreiheit	236
Subjektivität	237
<i>Begriffliche Vorklärung</i>	237
<i>Tradition</i>	238
<i>Skeptische Positionen</i>	240
<i>Neuere Konzeptionen des Selbstbewusstseins</i>	249
Willensfreiheit	268
<i>Begriffliches</i>	270
<i>Kompatibilistische Ansätze</i>	275
<i>Inkompatibilistische Ansätze</i>	279
<i>Nagel und Strawson</i>	283
<i>Ein Vorschlag: Personale Freiheit</i>	286
IV. Fazit	298
Literaturempfehlungen	301
Literatur	305
Schlussbemerkung	316
Personenregister	317
Sachregister	319

Einleitung

An der Philosophie des Geistes scheiden sich die Geister: Kann diese Disziplin wirklich ernsthaft zur Lösung der in ihrem Bereich anstehenden Probleme beitragen, oder handelt es sich hier nicht um eines jener Gebiete, in denen die philosophischen Spekulationen so lange geduldet werden, bis die ›harten Wissenschaften‹ zu sicheren Erkenntnissen gekommen sind? Wird also die Philosophie des Geistes ein ebenso unrühmliches Schicksal erleiden wie die Naturphilosophie, die rationale Psychologie oder gar die Kosmologie, die heute in der Tat längst durch die empirischen Wissenschaften verdrängt worden sind?

Was, vor allem, wird aus den Problemen, mit denen sich die Philosophen jahrhundertlang mehr oder weniger erfolglos herumgeschlagen haben: Werden wir einsehen müssen, dass all die Diskussionen über das Verhältnis von Geist und Gehirn, über die Willensfreiheit, das Selbst oder die qualitativen Gehalte von Empfindungen und Gefühlen nur unnützes Gerede waren, ja dass es sich bei den Gegenständen dieser Auseinandersetzung oft um bloße Illusionen handelte, die nur so lange Bestand haben konnten, bis die wahren materiellen Zusammenhänge entdeckt wurden?

Umso bedrohlicher klingen diese Fragen, als in der letzten Zeit häufiger die baldige Lösung der ›Rätsel des Bewusstseins‹ durch die Neuro- und Kognitionswissenschaften prognostiziert wird. Warum also sollte man sich dann heute überhaupt noch mit der Philosophie des Geistes und ihren Themen befassen?

Nun können keine Zweifel daran bestehen, dass die empirischen Wissenschaften in den letzten Jahren erhebliche Fortschritte gemacht haben. Doch wie sollte ›die‹ Lösung ›der‹ Rätsel des Bewusstseins aussehen? Worin genau bestehen diese Rätsel, und welche Bedingungen müsste eine Theorie erfüllen, um als eine Lösung dieser Rätsel akzeptiert zu werden?

Es scheint so, als handelte es sich hierbei um philosophische Fragen; Zweifel an der Prognose, dass die Lösung der ›Rätsel des Bewusstseins‹ ausschließlich von den empirischen Wissenschaften zu erwarten sind und dass die Philosophie des Geistes über kurz oder lang nur noch historisches Interesse beanspruchen kann, dürften also angebracht sein. Bezüglich der Problematik des Bewusstseins sind wir eben gerade *nicht* in der Situation, dass nur noch einige Detailprobleme innerhalb eines im Großen und Ganzen feststehenden Rahmens zu lösen wären. Vielmehr sind sowohl der *Gegenstand* als auch die *Methoden* eines solchen Vorhabens noch unklar.

Es ist daher auch nicht weiter verwunderlich, dass es in radikalem Gegensatz zu den oben beschriebenen Hoffnungen auch ganz entschieden pessimistische Prognosen zu unseren Aussichten gibt, die ›Rätsel des Bewusstseins‹ in absehbarer Zeit zu lösen; einige Autoren bestreiten sogar, dass diese Rätsel *überhaupt* zu lösen seien.

Die Konflikte, die hier sichtbar werden, sind nicht nur ein Beweis für die Streitlust der Philosophen. Die Hintergrundannahmen, die – zumindest unausgesprochen – die empirische Forschung bestimmen, sind kaum weniger gegensätzlich als die Positionen, die die philosophische Diskussion beherrschen. Tatsächlich bringt die Philosophie häufig nur Annahmen zum Ausdruck, die auch von vielen empirischen Wissenschaftlern geteilt werden. Gerade dadurch aber, dass diese Annahmen ausgesprochen und möglichst genau formuliert werden, lassen sich überhaupt erst ihre Konsequenzen absehen und gegebenenfalls auch kritisieren.

Überblick

Es sieht also so aus, als hätten wir es hier vielleicht doch mit genuin philosophischen Problemen zu tun. Fraglich ist allerdings, ob die Philosophie auch bei der *Klärung* dieser Probleme weiterhelfen kann. Der erste Schritt dürfte in einer Verständigung darüber bestehen, was wir überhaupt meinen, wenn wir von *Bewusstsein* sprechen. Selbstverständlich ist hier keine Definition im strengen Sinne zu erwarten. Wünschenswert wäre allerdings ein möglichst charakteristisches Merkmal, durch das sich Bewusstseinszustände von nicht bewussten Prozessen abgrenzen lassen. Es wird sich herausstellen, dass es zumindest *ein* solches Merk-

mal gibt: Bewusstseinsprozesse unterscheiden sich nämlich von allen anderen Objekten, Sachverhalten und Ereignissen dadurch, dass sie in einer privilegierten Weise aus der Perspektive der ersten Person erfahrbar sind. Ich habe einen Zugang zu meinen eigenen bewussten Zuständen, der jeder anderen Person verschlossen ist.

Hilfreich wäre allerdings auch ein genauerer Überblick über die verschiedenen Verwendungsweisen des Wortes. So sprechen wir manchmal einfach davon, dass wir ›bei Bewusstsein‹ sind, in anderen Fällen sagen wir, wir hätten ein ›Bewusstsein von ...‹, außerdem stellen auch Gedanken, Empfindungen und Gefühle Formen von Bewusstsein dar, schließlich gibt es noch das ›Selbst-Bewusstsein‹ – offenbar ist es erforderlich, sich über Gemeinsamkeiten und Differenzen dieser ganz unterschiedlichen Arten von Bewusstsein zu verständigen.

Eine solche Verständigung kann jedoch nur einen ersten Schritt darstellen. Wir wollen schließlich nicht nur wissen, was *gemeint* ist, wenn von Bewusstsein und seinen unterschiedlichen Erscheinungsformen gesprochen wird; wir wollen zweitens auch wissen, was Bewusstsein ›*tatsächlich ist*‹. Festzustehen scheint immerhin, dass Bewusstsein in entscheidendem Maße von Prozessen in unserem Gehirn abhängt. Dank der Neurobiologie wissen wir mittlerweile einiges darüber, wie einzelne Nervenzellen im Gehirn funktionieren, wir beginnen zu verstehen, wie Verbände solcher Zellen intern organisiert sind und wie sie mit anderen Verbänden zusammenwirken; schließlich gewinnen wir dank neuer Untersuchungsmethoden immer mehr Einblick darin, wie die Aktivität einzelner Areale des Gehirns mit Funktionen wie dem Sprechen, dem Sehen oder der Kontrolle der Feinmotorik zusammenhängt.

Es scheint daher sinnvoll, genau hier anzusetzen: Wie bestimmt man also das *Verhältnis* der Gegenstände der Neurobiologie zu unserem Bewusstsein? Haben wir es hier mit *zwei* völlig unterschiedlichen Prozessen zu tun, mit Hirnaktivitäten auf der einen Seite und mit davon unabhängigen geistigen Vorgängen auf der anderen? Wenn ja: Wie erklärt sich der Einfluss, den das Bewusstsein offensichtlich auf unser Verhalten ausübt, und wie ist es möglich, dass umgekehrt das Gehirn eine entscheidende Rolle für unsere Bewusstseinsprozesse spielt? Wenn es *nicht* so ist, wenn wir es also in beiden Fällen nur mit *einem* Gegenstand zu tun haben: Wie ist es dann möglich, dass sich neuronale Prozesse so radikal von den geistigen Zuständen unterscheiden, mit denen sie iden-

tisch sein sollen? Wie kann man sich davon überzeugen, dass die Identitätsbehauptung tatsächlich zutrifft?

Alle diese Fragen sind von der Philosophie des Geistes in der Nachkriegszeit ausführlich diskutiert worden. Zwar ist ein Einvernehmen über eine Lösung noch nicht in Sicht, dennoch scheint es möglich, zwischen plausiblen und weniger plausiblen Vorschlägen zu unterscheiden; bei einigen Optionen sind die Schwierigkeiten so groß, dass sie kaum als ernsthafte Alternative gelten können.

Die philosophischen Auseinandersetzungen über diese grundsätzlichen Probleme des Zusammenhangs von Gehirn und Bewusstsein haben sich immer wieder an ganz bestimmten Einzelfragen entzündet: Lassen sich mentale Prozesse unterschiedlich *realisieren*, haben geistige Ereignisse einen Einfluss auf physische Geschehnisse, und wie ist es möglich, dass einfache, graue Neuronen die unterschiedlichen Farbempfindungen, Geruchswahrnehmungen und Klangerfahrungen hervorbringen, die einen wichtigen Aspekt unserer bewussten Erfahrung ausmachen? Vielfach hat man sich hier nicht nur auf theoretische Schlussfolgerungen und empirische Erkenntnisse berufen; in der Philosophie des Geistes spielen vielmehr Gedankenexperimente eine entscheidende Rolle: Kann uns eine vollständige Theorie über die neuronalen Prozesse im Gehirn von Fledermäusen auch eine Vorstellung von den mentalen Zuständen dieser Lebewesen verschaffen, und was wäre, wenn wir alles über die Neurobiologie des menschlichen Farbensehens wüssten, selbst aber noch nie eine Farbempfindung gehabt hätten? Würden wir etwas Neues lernen, sobald wir die ersten farbigen Objekte sähen?

Wichtig ist die Erörterung solcher Einzelfragen auch, weil damit die Konsequenzen deutlich werden, die sich aus unseren Stellungnahmen zu den Grundsatzfragen ergeben. Hier spielen Probleme des Selbstbewusstseins und der Willensfreiheit eine wichtige Rolle: Es scheint nämlich so, als würde uns die dualistische Unterscheidung von Gehirn und Bewusstsein wesentlich bessere Ausgangsbedingungen verschaffen, wenn wir daran festhalten wollen, dass wir Personen sind, die nicht nur ein eigenes Ich, sondern auch einen freien Willen haben. Wo soll umgekehrt das Ich bleiben, wenn es sich bei all unseren Bewusstseinsprozessen ›in Wirklichkeit‹ nur um die Aktivitäten einfacher Neuronen handelt; wie kann man noch von Willensfreiheit sprechen, wenn sich doch unser Handeln letztlich auf naturgesetzlich beschreibbare Prozesse im

Gehirn zurückführen lässt? Würden wir also nicht unser Selbstverständnis als verantwortlich handelnder Subjekte aufgeben müssen, wenn wir die grundsätzliche Unterscheidung von Gehirn und Bewusstsein verwerfen?

Zielsetzung

Die folgende Einführung wendet sich an alle, die sich mit den Grundproblemen der Philosophie des Geistes vertraut machen wollen, an Studenten, an empirische Wissenschaftler, aber auch an Laien, die sich für die philosophische Diskussion in diesem Bereich interessieren. Bei der Darstellung werde ich mich um Klarheit und Verständlichkeit bemühen, ohne dabei die grundlegenden Schwierigkeiten zugunsten einer oberflächlichen Plausibilität zu vernachlässigen. Die Darstellung wird sich um Objektivität bemühen, doch sie wird nicht neutral sein. Dies gilt nicht nur, weil Neutralität nur schwer zu erreichen ist. Wichtiger noch ist die Überzeugung, dass nicht alles und jedes, was jemals dem Mund oder der Feder eines Philosophen entkommen ist, den gleichen Anspruch darauf hat, der Nachwelt überliefert und dabei auch noch ehrfurchtsvoll kommentiert zu werden.

Hieraus ergeben sich zwei Konsequenzen: Zum einen wird es hier nicht um ein historisches Referat des Diskussionsverlaufes gehen, sondern um eine problemorientierte, systematische Darstellung der wichtigsten in der Nachkriegszeit vertretenen Positionen. Historische Zusammenhänge werden dabei nur insofern berücksichtigt, als sie für den heutigen Diskussionsstand von Bedeutung sind. Immerhin erleichtert die vergleichsweise stringente Entwicklung der Philosophie des Geistes in der Nachkriegszeit die Einbindung von historischen Gesichtspunkten in die systematische Darstellung. Zuweilen werden bestimmte systematische Positionen sogar erst aus dem konkreten Entstehungszusammenhang verständlich; in solchen Fällen werden die historischen Zusammenhänge selbstverständlich berücksichtigt.

Zum Zweiten bedeutet dies, dass hier kein Überblick über sämtliche heute vertretenen Positionen beabsichtigt sein kann. Auch in der Philosophie des Geistes gibt es mehr oder minder sinnvolle Ansätze, wegweisende Arbeiten auf der einen Seite und Sackgassen auf der anderen. Auch die Auseinandersetzung mit abwegigen Positionen kann zuwei-

len lehrreich sein; in der Regel werde ich mich bei der Auswahl der vorzustellenden Theorien jedoch an deren Erklärungspotential und an ihrer Bedeutung für die neuere Diskussion orientieren. Es versteht sich von selbst, dass dabei neben den Stärken eines Ansatzes auch die wichtigsten Einwände zu Wort kommen, die gegen ihn erhoben worden sind. Dabei werde ich in einigen Fällen auch eigene Lösungsvorschläge machen, selbstverständlich ohne dabei mögliche Gegenargumente zu verschweigen.

Besondere Aufmerksamkeit wird dem Zusammenhang zwischen philosophischen Einsichten und empirischen Erkenntnissen gelten. Dabei wird es nicht nur um die Bedeutung gehen, die Ergebnisse der Neuro- und Kognitionswissenschaften bei der Beantwortung der oben skizzierten Grundprobleme haben. Gefragt werden soll auch, wie die Philosophie dazu beitragen kann, jene Probleme so zu formulieren, dass sie für empirische Untersuchungen zugänglich werden. Schließlich wird zu zeigen sein, welche Rolle philosophische Überlegungen bei der Interpretation empirischer Erkenntnisse spielen können.

Dabei wird sich die Erwartung, die grundsätzlichen philosophischen Probleme ließen sich kurzerhand auf empirischem Wege lösen, als verfehlt herausstellen. Zwar muss nicht eigens betont werden, dass die Berücksichtigung empirischer Erkenntnisse konstitutiv für eine adäquate Auseinandersetzung mit den hier besprochenen Problemen ist. Genau so wenig kann man jedoch die theoretischen Schwierigkeiten außer Acht lassen – andernfalls wirft man mit großer Sicherheit neue Probleme auf. Als fragwürdig wird sich indessen die Behauptung herausstellen, die Bemühungen der empirischen Wissenschaften müssten notwendigerweise an einem unlösbaren ›Rätsel des Bewusstseins‹ scheitern. Selbstverständlich ist hier nicht der Ort für einen detaillierten Lösungsvorschlag.¹ Zeigen möchte ich allerdings, dass die Annahme, eine solche Lösung sei *prinzipiell* unmöglich, auf schwachen Füßen steht. Schließlich soll hier auch deutlich gemacht werden, dass es nach Lage der Dinge zur Zeit keinen konkreten Grund für die Befürchtung gibt, die Erkenntnisse der Neuro- und Kognitionswissenschaften würden über kurz oder lang die fundamentalen Konstituenten unseres Selbstverständnisses in Frage stellen oder gar ›widerlegen‹. Es sieht nicht so aus, als müsste man sich in phantasievolle Interpretationskunststücke flüch-

1 vgl. hierzu jedoch Pauen 1999.

ten, um Bewusstsein, Subjektivität und Willensfreiheit gegen die Erkenntnisse der ›harten Wissenschaften‹ zu verteidigen. Vielmehr erweisen sich viele dieser spektakulären Prognosen auch unter theoretischen Gesichtspunkten als äußerst anfechtbar. Tatsächlich spricht auf dem heutigen Stand des theoretischen und empirischen Wissens relativ wenig dafür, dass wir irgendwann einmal unser Selbstverständnis als bewusster, verantwortlich handelnder Subjekte aufgeben müssen.

Erster Teil

—— Grundsatzfragen

I. Begriffliche Probleme

Eigenschaften, Ereignisse, Entitäten und das Problem der Reduktion

Es scheint sinnvoll, mit einer Klärung der wichtigsten Termini zu beginnen. Erforderlich ist dies insbesondere für Begriffe wie ›Eigenschaft‹, ›Ereignis‹, ›Zustand‹ und ›Entität‹.

Eine EIGENSCHAFT wird hier verstanden als ein Merkmal oder eine Gruppe von Merkmalen, die Objekten oder Ereignissen zugeschrieben werden können. Dabei ist es in der Regel möglich, dass mehrere unterschiedliche Objekte die gleiche Eigenschaft besitzen: Die Eigenschaft, rot zu sein, kann an Tomaten, Blumen und Verkehrsampeln auftreten.

EREIGNISSE sollen im Anschluss an Jaegwon Kim als kurzfristige, ZUSTÄNDE als längerfristige Exemplifikationen von Eigenschaften verstanden werden.¹ Die Grenze ist zweifellos unscharf; für die hier verfolgten Zwecke dürfte es jedoch ausreichen, Ereignisse auf die Frist von wenigen Minuten zu beschränken und alle Fälle eines länger anhaltenden Auftretens von Eigenschaften als ZUSTÄNDE zu bezeichnen. Es wäre also ein Ereignis, wenn ich angesichts einer peinlichen Situation plötzlich rot würde, ein Zustand, wenn mein Gesicht diese Eigenschaft aufgrund eines Sonnenbrandes gleich für mehrere Tage annähme. Schließlich sollen als ENTITÄTEN unterschiedslos Ereignisse, Eigenschaften und auch Objekte bezeichnet werden.

Sehr unterschiedlich wird der Begriff der REDUKTION vor allem in der deutschsprachigen Diskussion verwendet. Oft wird in einem unspezifischen, zuweilen auch polemischen Sinne von ›reduktionistischen‹ Theorien gesprochen. Gemeint sind damit in der Regel materialistische Posi-

1 Dabei wird im Gegensatz zu Kim unterstellt, dass *ein* Ereignis auch mehrere Eigenschaften exemplifizieren kann. Dies scheint nicht nur plausibel, weil ein Ereignis, wie z. B. ein plötzliches Erröten mit einer Zunahme der Herzfrequenz, einem Schweißausbruch etc. verbunden sein mag. Gleichzeitig ist die Annahme notwendig, um innerhalb der Philosophie des Geistes nicht von vornherein solche Theorien auszuschließen, die – wie der Epiphänomenalismus – Ereignisse postulieren, die neben neuronalen auch mentale Eigenschaften instantiieren. Vgl. Bieri 1992.

tionen, die die Realität höherstufiger, also mentaler, moralischer oder sozialer Eigenschaften zugunsten der zugrunde liegenden physischen Prozesse in Frage stellen und damit der Komplexität der zu beschreibenden Phänomene nicht gerecht werden. Reduktion wird hier also im Sinne von ›Verkürzung‹ oder ›Verringerung‹ gebraucht.

Im Gegensatz dazu orientiert sich ein wissenschaftlich-terminologischer Gebrauch an der ursprünglichen Bedeutung von ›*reductio*‹, nämlich ›Zurückführung‹. Dabei geht es im Allgemeinen um die Zurückführung von Theorien oder Theoriebestandteilen auf andere, in der Regel grundlegendere Theorien zum Zwecke der Erklärung und Vereinheitlichung. Das ursprünglich u. a. von Carnap (1931) formulierte Ziel einer physikalischen Einheitswissenschaft, in deren UNIVERSALSPRACHE alle sinnvollen Sätze übersetzt werden können, ist aber mittlerweile praktisch aufgegeben worden, da sich die Zurückführung der Gesetze und Begriffe aller Spezialdisziplinen auf die physikalische Basiswissenschaft als undurchführbar erwiesen hat.²

Reduktion

- (1) Eine Reduktionsbeziehung ist eine Beziehung zwischen zwei Theorien, typischerweise zwischen einer spezifischen, höherstufigen Theorie und einer grundlagenorientierten, erklärungs mächtigeren Theorie
- (2) Dabei werden Erkenntnisse der höherstufigen Theorie auf Erkenntnisse der grundlagenorientierten Theorie zurückgeführt (›reduziert‹) und damit in einen weiteren Erklärungskontext einbezogen
- (3) Dazu ist zumindest erforderlich, dass
 - a. alle Begriffe der reduzierten, höherstufigen Theorie durch ›Brückengesetze‹ mit Begriffen der reduzierenden, allgemeinen Theorie verbunden werden
 - b. alle Gesetze der reduzierten Theorie aus den Gesetzen der reduzierenden Theorie abgeleitet werden

Dennoch ist das Konzept der INTERTHEORETISCHEN REDUKTION durchaus sinnvoll. Dabei geht es um die *Zurückführung* der Gesetze und Ausdrücke einer Theorie, beispielsweise einer höherstufigen Theorie wie der Psychologie, auf die Gesetze und Ausdrücke einer anderen, etwa ei-

2 vgl. Suppes 1993; Fodor 1975, 9–26.